



Nachruf auf Bernhard Giesen (1948–2020)

Michael Schmid

Angenommen: 29. Juli 2021 / Online publiziert: 25. August 2021
© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2021

Am zweiten Weihnachtsfeiertag des vorigen Jahres verstarb nach langer Erkrankung mein Kollege und Freund Bernd Giesen.

Wir hatten uns Mitte der 1960er-Jahre am Institut für Soziologie und Ethnologie an der Universität Heidelberg kennengelernt, inmitten einer freisinnigen Gemeinschaft von Studenten und Institutsmitarbeitern, und uns bis kurz vor Bernds Tod nicht aus den Augen verloren. Bernd war mir damals alleine aufgrund seiner Lebendigkeit, seines Diskussionsseifers und seiner Lebensfreude aufgefallen; wir fanden aber auch deshalb zusammen, weil wir beide an der Theorie des Strukturfunktionalismus ebenso interessiert waren wie an der Wissenschaftsphilosophie, die uns im Gefolge des damaligen „Positivismusstreits“ viele Gelegenheiten für spannende Debatten eröffnete. Während ich mich vorzugsweise mit metatheoretischen Problemen der Sozialwissenschaften beschäftigte, wählte Bernd sich die strukturalistische Theorie des sozialen Wandels zum Dissertationsthema und nahm unsere gemeinsame Bekanntschaft mit der Popper'schen Philosophie und Erkenntnistheorie zum Anlass, der Frage nachzugehen, ob sich die Selektion theoretischer Systeme nicht eher kulturellen Vorgaben als logischen Kriterien verdanken könnte. Damit war ein Thema angeschlagen, das ihn bis in seine letzte Schaffensphase elektrisierte, der Gedanke nämlich, dass sich kollektive (und d.h. auch theoretische) Gedankengebilde nicht in Konsequenz distanzierter, kognitiver und regelgeleiteter Urteile durchsetzen, sondern in der Folge von lebenserschütternden Traumata und ambiguitätshaltigen Lebenslagen bzw. aufgrund der außeralltäglichen Einwirkung ominöser und ungreifbarer Umstände, die die gesellschaftlichen Akteure immer wieder dazu zwingen, sich auf uneindeutige „Zwischenlagen“ einzulassen. Dass die Akteure die Unübersichtlichkeiten ihrer Daseinsformen vermittels performativer Techniken würden bewälti-

Michael Schmid (✉)
Universität der Bundeswehr, Neubiberg, Deutschland
E-Mail: Michael.Schmid@unibw.de

gen müssen, war seine an Durkheims Theorie geschulte Überzeugung. Infolge von Bernds nachhaltigem Interesse am „Ungefähren“ gerieten wir zunehmend in eine Auseinandersetzung über den Umfang, in dem zumal zieldienliche Entscheidungen das gesellschaftliche Leben würden prägen können, wobei Bernd meine Hinwendung zur Erklärungspraxis der Ökonomik mehr als missbilligte. Leider haben wir nur selten die Gelegenheit gefunden, unsere verschiedenartigen Vorstellungen darüber, wie Institutionen eigentlich funktionieren, abzugleichen und auf einen gemeinsamen Nenner zu beziehen. Wir hätten diesen sicher gefunden, und sei es alleine aufgrund unseres geteilten Interesses an der sozial vermittelten Funktionsweise von „Normen“. Auch waren wir uns weitgehend einig darüber, dass unsere unterschiedlichen thematischen Interessen keinen Anlass für methodologische Divergenzen gaben. Ich darf also berichten, dass unsere Freundschaft diese Friktionen überstanden hat.

Zum Sommersemester 1970 zog die „neue Heidelberger Schule“, wie unser aller Mentor Prof. Horst Reimann sein Lehrstuhlteam nannte, das er vor seiner Berufung an die Universität Augsburg um sich gesammelte hatte und zu dem auch ich und Bernd zählten, geschlossen von Heidelberg nach Augsburg um, wo gerade eine neue Universität ihre Pforten öffnete und aus heutiger Sicht unzählige Mitarbeiterstellen bereit hielt, mit denen wir versorgt wurden, und wo – nachdem Bernd wie ich unsere akademischen Pflichtprüfungen (MAs und späterhin auch unsere Doktorate) durchgestanden hatten – unsere intellektuelle Zusammenarbeit begann. Diese Kooperation schlug sich in endlosen Diskussionen und Treffen, in vielen gemeinsamen Spaziergängen und Seminaren und endlich in einem Lehrbuch zur analytischen Wissenschaftstheorie, einer Monographie zur Logik historischer Erklärungen und einer selbst übersetzten Textsammlung zu den „Erklärungsproblemen der Sozialwissenschaften“ sowie in einem umfangreichen Kommentar der Lakatos'schen Wissenschaftsphilosophie und in einem weiteren gemeinsamen Aufsatz nieder, in dem wir der soziologischen Theorie eine „evolutionistische“ Wende zu nehmen empfahlen. Noch bis in die neunziger Jahre haben wir uns mittels gemeinsamer Publikationen zugunsten dieses Programms eingesetzt.

Bernd ging leider bereits 1976 als Mitarbeiter von Claus Mühlfeld nach Münster, wo er bei Mühlfeld und Heinz Hartmann mit einer Arbeit zum Thema „Gesellschaftliche Identität und Evolution“ habilitierte. 1980 veröffentlichte er ein Buch zur evolutionistischen „Makrosoziologie“, in dem er begann, neben anders gelagerten Funktionsfeldern auch die kulturellen Prozesse gesellschaftlicher Entwicklungen und deren Selektionswirkungen für soziale Beziehungsformen zu thematisieren. Wir hatten anfänglich daran gedacht, dieses Buch gemeinsam zu verfassen, aber leider hatte ich mittlerweile jeden Glauben daran verloren, dass es Gesetze der gesellschaftlichen Evolution (bzw. generell soziale Gesetze) geben mochte, und mich im Rahmen meiner Habilitationsarbeit zu Problemen der „Handlungsrationalität“ individualtheoretischen (und späterhin mikrofundierenden) Erklärungsformen zugewandt. Bernd hingegen verfolgte in seinem Buch alle erkennbaren Spuren der gesellschaftlichen Evolution und nahm diese Aufarbeitung zum Anlass, in verstärktem Ausmaß und mit thematisch erweiterndem Blick Untersuchungen in den Vordergrund zu rücken, die ihn über seine Abhandlungen zur Geschichte der deutschen Intellektuellen, zur Entstehung kollektiver, zumal nationaler Identitäten und schließlich seines ein Jahrzehnt des Nachdenkens zusammenfassenden theoretischen Traktats

zur „Entdinglichung des Sozialen“ in die Richtung kultursoziologischer Forschungen führten. Tatsächlich war er hierzu nicht nur aufgrund seiner anfänglichen Kritik an rein wissenschaftslogischen Theorien des Erkenntnisfortschritts, sondern auch durch sein begriffsgeschichtliches Studium bei Reinhart Koselleck „vorbelastet“. Darüber hinaus dokumentierte er seine „Kulturorientiertheit“ in einer (auch im wörtlichen Sinne gewichtigen) Bilder- bzw. Kunstsammlung, durch seine Begeisterung für Opern (nebst einer erstaunlich vertieften Beschäftigung mit den technischen Voraussetzungen, diese zuhause hörbar zu machen) und für „schicke“ Autos sowie in Form von wiederholten, die jeweiligen lokalen Kulturen und deren „Exotik“ erkundenden Weltreisen. Ich bewerte diese Reisen als den Versuch, sich auf die Spuren von Claude Lévi-Strauss zu begeben, dessen Werk er gut kannte und in dem sich die Quelle seiner evolutionstheoretisch aufbereiteten „code conception of culture“ findet, die bei ihm aber etwas anders angelegt ist als bei Lévi-Strauss.

Sein weiterer Berufsweg führte ihn 1982 auf seine erste Professur an der Justus-Liebig-Universität in Gießen, wo er Makrosoziologie zu lehren hatte und interdisziplinäre Forschungsgruppen und einen DFG-Sonderforschungsbereich leitete, über die er mir immer begeistert berichtete – das Überschreiten disziplinärer Grenzen war ihm ein dringendes Anliegen. Seine „Endverwendung“ fand er von 1999 bis zu seiner Pensionierung im Jahre 2013 an der Universität Konstanz, wo er desgleichen DFG-Sonderforschungsbereiche leitete und im Rahmen des Konstanzer Exzellenzclusters „Kulturelle Grundlagen von Integration“ als einer von dessen Vorstandsmitgliedern tätig war. Die Reputation, an einer Exzellenzuniversität tätig sein zu können, hat er nicht abgelehnt.

Zahlreiche Auslandsaufenthalte in den USA und in Italien begleiteten und würzten Bernds akademische Karriere. Er war zudem sehr engagiert bei der Anbahnung von Kontakten und sehr erfolgreich darin, möglichst einschlägige und thematisch vielgestaltig ausgerichtete ausländische wie inländische Kollegen und Kolleginnen bei sich einzuladen. Ergänzend dazu bemühte er sich nachdrücklich darum – unter anderem in Form einer, wie ich glaube, von ihm selbst „erfundenen“ Meisterklasse –, seine Studenten in die wissenschaftliche Diskussionskultur, wie er sie gepflegt sehen wollte, zu integrieren; sie werden ihm dieses Bemühen um eine angemessene intellektuelle Studienatmosphäre so wenig vergessen wie seine Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die er immer mehr als pfleglich behandelte, nachhaltig betreute und weit über das Normalmaß hinaus unterstützte. Ich konnte die aus alledem erkenntliche Zusammenführung von inhaltlicher Vielseitigkeit, organisatorischer „power“ und zwischenmenschlicher Offenheit immer nur bewundern. Bernd war ein begnadeter Networker, und ich verrate sicher kein Geheimnis, wenn ich daran erinnere, dass er für die akademische Mikropolitik ein gediegenes Interesse und großes Geschick aufzubringen wusste.

In meiner Erinnerung aber spielt insbesondere die Zeit eine wichtige Rolle, in der Bernd als Vorsitzender bzw. als Vorstandsmitglied der Sektion „Soziologische Theorien“ in der DGS tätig war. Wir waren seinerzeit beide sehr beeindruckt von der mittlerweile im disziplinären Kollektivgedächtnis verblassenden Theoriediskussion auf dem Kasseler Soziologentag 1974, aus der die Luhmann-Habermas-Kontroverse ebenso hervorging wie die Theorievergleichsdebatte und der erschöpfte Rückzug der phänomenologischen Soziologie aus den damit verbundenen Streitereien. Aufgrund

der Tatsache, dass Karl Otto Hondrich unserer Anfrage nach einer Mitarbeit zustimmte, dürfen wir uns als Gründungsmitglieder des „Arbeitskreises soziologische Theorien“ verstehen, in dem die in Kassel und späterhin in Bielefeld begonnene Diskussion über die Lage der soziologischen Theorien fortgeführt werden sollte. Dass dieser Arbeitskreis wenig später den Status einer offiziellen Sektion erwirken konnte, die erfreulicherweise noch heute existiert, ist mir noch immer Anlass zur Freude. Bernd, der über einen sehr viel größeren organisatorischen Elan verfügte als ich, war alsbald und lange vor mir in den Vorstand der Theoriesektion gewählt worden und hatte hernach für mehrere „Legislaturperioden“ dessen Leitung übernommen. Ziel seiner Theoriewirtschaft, die ich immer unterstützt habe, war gewesen, alle vorhandenen „Theorielager“ um einen Tisch zu versammeln und ihrem Austausch ein ebenso geordnetes wie entspanntes Forum zu gewähren, das es erlauben sollte, Paradimgrenzen zu überwinden wie „anarchische“, „postmoderne“ und andersartige Unverbindlichkeiten beiseite zu lassen. Bernd hat sich diesem Ziel, Theorieumgrenzungen zu ignorieren und die interparadigmatische Diskussion offen und ertragreich zu gestalten, mit instantem Nachdruck, engagiertem Aufwand und beachtenswertem Verhandlungsgeschick gewidmet. Ich bin ihm allein deshalb mehr als dankbar für seinen damaligen Einsatz, weil die hieraus resultierenden Kontakte und thematischen Weichenstellungen meine Arbeitsinteressen noch heute prägen und bei mir bleibende Erinnerungen an lebenswürdige Begegnungen und gedankenreiche Debatten und Diskussionen mit vielen theorieengagierten Kolleginnen und Kollegen hinterlassen haben. Zwar war seinem transparadigmatischen Integrationsversuch insofern kein abschließender Erfolg beschieden, als die Rational-Choice-Fraktion wie auch die Kultursoziologen es vorzogen, sich selbstständig zu machen; und natürlich haben sich im Laufe der Zeit die Relevanzgesichtspunkte verschoben, unter denen ihn Theoriediskussionen interessierten. Aber bevor er sich aus der Sektionsarbeit zurückzog, wirkte Bernd, neben dem viel zu früh verstorbenen Hans Haferkamp, mit dem er eng zusammenarbeitete, erfolgreich an der erinnerungswürdigen Inszenierung von gemeinsamen Tagungen der deutschen und der amerikanischen Theoriesektionen (in der DGS und der ASA) mit, obgleich es ihm, wie anderen Kollegen ebenfalls, nicht gelungen ist, deren Fortführung auf Dauer abzuschließen. Die Tagungsbände sind gleichwohl noch heute lesens- und beachtenswert, und auch Bernds langjährige Bekanntschaft und fruchtbringende Zusammenarbeit mit Jeffrey C. Alexander und seine späteren, intensiven und häufigen Kontakte in die Vereinigten Staaten gehen auf diese Zeit zurück. Wenn ich mich recht erinnere, verdanken wir es nur den aversen Nutzeffekten, die mit einem Wechsel in das amerikanische Pensionssystem verbunden gewesen wären, dass Bernd der deutschen Theorieszene erhalten blieb.

Dass Bernd auch mit seinen zahllosen USA-Reisen dokumentierte wollte, wie ernsthaft ihm daran gelegen war, immerfort über Sprach-, Kultur- und Landesgrenzen hinweg zu wirken, ist ein typischer Charakterzug von ihm, den ich in Erinnerung behalten werde. Er wollte keine Begrenzungen akzeptieren, auch die eigenen nicht, und dies umso weniger, je älter er wurde; seine Neugier war ebenso grenzenlos wie seine Geduld mit den Abwegigkeiten anderer. Zugleich wollte Bernd immer einen Schritt weitergehen, den anderen vorausziehen, um einen Blick auf das „Ganze“ werfen zu können – auch wenn er gewusst haben mag, dass dies nicht wirklich gelingen

kann, denn woher auch immer man seinen Blick schweifen lässt, man kann nicht wirklich wissen, ob der jeweils wahrgenommene Horizont nicht doch eine (weitere, erst noch zu überwindende) Grenze markiert. Oswald Spengler hätte dieses unausgesetzte Streben nach Grenzüberschreitung als „faustisch“ bezeichnet; mit Sicherheit aber kommt in ihm Bernds immer fröhliche und von ihm liebevoll gepflegte Bereitschaft zum Ausdruck, sich ins „Fremde“, ins „Unbekannte“ und „Ungefähre“ hineinzubewegen, das ihn, seit ich ihn kennenlernen durfte, so nachhaltig fasziniert hat.

Viele, die ihn kannten, werden sein froh-lautes Lachen vermissen; auch ich werde dies tun.

Lebe wohl, lieber Bernd, und vielen Dank für Deine Freundschaft.